



Dagmar Schifferli

Anna Pestalozzi- Schulthess

Ihr Leben mit Heinrich Pestalozzi

Die Originalausgabe erschien erstmals 1996 im pendo-verlag, Zürich

Erste Auflage Herbst 2013

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2013 by Römerhof Verlag, Zürich

info@roemerhof-verlag.ch

www.roemerhof-verlag.ch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Papier: Schleipen Werkdruck, bläulichweiß, 80 g/m², 1.75

ISBN 978-3-905894-23-3

8

Der Abschied nahte. Noch eine Nacht wollten Anna und Heinrich in ihrer geheimgehaltenen Waldhütte bei Wollishofen verbringen. Bevor sie am folgenden Morgen diesen Ort verliessen, teilten sie die Haarlocke Menalks und bewahrten sie »als Symbol ihrer Verpflichtung zu dankbarem Gedenken und würdiger Nachfolge« auf. Noch in der Dunkelheit erreichten sie die Stadt. Anna huschte unbemerkt die Treppen zu ihrem Zimmer hinauf, liess dabei in geübter Manier die knarrenden Tritte aus. Nur eine Stunde später erschien sie, frisch gekämmt, zum gemeinsamen Frühstück, die Arbeitsschürze schon umgebunden.

Zur selben Stunde verlässt die Landkutsche, die einmal wöchentlich Zürich mit Bern verbindet, die Stadt. Heinrich ist weggefahren, »um einst, um bald, imstand zu sein, Dich und mich erhalten zu können«. Anna war gerührt, denn in solcher Fürsorglichkeit hatte noch nie jemand zu ihr gesprochen. Nach einer Übernachtung in Aarau traf Heinrich am 8. September 1767 auf Tschiffelis Landgut ein. In seiner üblichen enthusiastischen Überschwenglichkeit bezeichnete der Neuankömmling seinen zukünftigen Lehrmeister nach dem ersten Augenschein bereits als grössten Landwirt, als sein Beispiel, seinen Lehrer, seinen Vater. Er werde von ihm, so versprach er seiner Braut, den Feldbau in seiner grössten Ausdehnung und in allen Arten ganz lernen und so gewiss ganz unabhängig von der ganzen Welt werden.

Heinrich war glücklich. Er fühlte sich seinem Ziel, Landwirt zu werden, schon am ersten Tag nahe. Zutiefst befriedigt, legte er sich früh zu Bett. Die Reise nach Kirchberg war übrigens seine erste grössere Fahrt gewesen, und er hatte sie unaussprechlich langweilig gefunden. Ob ihm denn Anna nicht sehr bald ein Päckchen Briefe schicke, er sei schon ungeduldig, schreibt er am zweiten Tag nach seiner Ankunft.

»Es tut mir leid, Lieber«, antwortet die in geschäftliche Verpflichtungen eingespannte Braut, »es gibt eben Zeiten, da bin ich nicht imstande, zu schreiben und reden.«

Mit morgendlichen Nebeln, die zuweilen bis in die Mittagsstunden an den feuchten Sandsteinmauern der Stadthäuser hafteten, kündigte sich der Herbst an. Die Frauen trugen jetzt wollene Kopftücher und dickere Strümpfe. Auf den Märkten wurden die ersten Pilze, Trauben und Baumnüsse angeboten.

An diesem Morgen bediente Anna wie gewohnt die Kundinnen. Was darf es sein, wer ist als nächste an der Reihe, ja, das freut mich, wenn es Ihnen geschmeckt hat, wie bitte? danke sehr, auf Wiedersehen. Im Comptoir nebenan erstellte Mutter Schulthess die Schlussabrechnungen der Zurzacher Messe. Was sie schon während der Messetauge vermutet hatte, liess sich nun erfreulicherweise mit konkreten Zahlen belegen: Sie hatte diesmal einen hervorragenden Umsatz erzielt. Einen Teil des Erlöses wird sie für die Anschaffung eines neuen Backofens benötigen. Eine grössere Summe will sie zurücklegen, um Annas Mitgift aufzustocken. Vielleicht lässt sich die Heirat mit dem Sohn des Geschäftsfreundes in Lyon doch noch arrangieren. Man möchte ja nicht schlecht dastehen, wenn die einzige Tochter in eine Seidenfabrikantenfamilie einheiratet. Von seiner letzten Geschäftsreise nach Lyon hatte ihr Gatte jedenfalls nur Positives zu berichten. Der Sohn sei interessiert an familiären Verbindungen mit dem Zürcher Bürgertum, hiess es, und einer

Ehe mit Anna Schulthess stünde deshalb nichts im Wege. Auch wenn Anna schon dreissig ist, dachte Frau Schulthess, während sie weiter die Einnahmen verbuchte, können wir sie nicht einfach ziehen lassen. Sind sie und ihr Gatte auch häufig unterschiedlicher Meinung – in dieser Sache stimmen sie überein: Einzig eine standesgemässe Heirat kommt in Frage. Wenn Anna bloss nicht so halsstarrig wäre und das endlich selbst einsähe. Warum nur wehrt sie sich so? Huber in Lyon besitzt ein florierendes Unternehmen, ein herrschaftliches Fabrikantenhaus, Bedienstete. Unser Sohn war beeindruckt von der Grösse und der Ausstattung des Betriebs, als er bei Huber in der Lehre war. Es geht um Annas Existenz, aber nicht nur darum. Eine derart wichtige Entscheidung kann ich nicht aus der Hand geben. Wäre doch mein lieber Gatte nur etwas praktischer; immerzu nur beten, beten ... na, ich will nichts gesagt haben, wer weiss, wozu es gut ist. Allerdings wäre die verantwortungsvolle Verheiratung der eigenen Tochter ja nun, weiss Gott, der sinnvollste Akt tätiger Nächstenliebe. »Mach, was du für richtig erachtest«, ist leicht gesagt. Ihre Gedanken an Annas Zukunft liessen sie tief aufseufzen. Und mit den Söhnen läuft auch nicht alles so rund. Wann wohl Kaspar endlich eine Pfarrstelle erhält? Fünf Söhne habe ich grossgezogen. Ohne meine Hilfe hätte keiner von ihnen das Schlussexamen bestanden. Das muss auch einmal gesagt sein. Oder vielmehr: müsste gesagt sein, wenn sich dafür überhaupt jemand interessierte.

Vor den Fenstern ertönte ein lautes Gepolter und Gekreische. Anna stürmte auf den Platz hinaus. Der Zweispänner kam präzise vor ihren Füessen zum Stehen, die Pferde schnaubten ihr geradewegs ins Gesicht. Übermütige Stimmen riefen ihr entgegen: »Sei gegrüsst, schöne Frau! Steig ein, wir fahren nach Bassersdorf!« Aus der Kutsche, die eher einem grossen Korb auf Rädern als einem ernstzunehmenden Transportmittel glich, sprangen ihre Base Regula vom nahen Rathaus,

deren Bräutigam Jörli sowie Pfenninger, ein angehender Theologe wie Kaspar. »Wir geben geschwind der Tante Bescheid, dann wollen wir fahren!« Die drei packten die über-rumpelte Anna, die noch gar keine Zeit gefunden hatte, sich die Schürze loszubinden, an den Schultern und bugsierten sie in den Wagen. Jörli stiess einen schrillen Pfiff aus, liess die Zügel fahren und setzte das Gefährt in Bewegung. Am ›Salmen‹ vorbei ging die Fahrt, zum Grossmünster und von da durch das Obertor zur Stadt hinaus. Auf der Kühgasse, die nach dem Obertor links den Hügel hinaufführt, fielen die Pferde in einen gemächlichen Schritt.

»Ihr habt bestimmt etwas Besonderes vor; die Ausfahrt allein kann es nicht sein, die euch so fröhlich stimmt.« Anna war indessen zu Atem gekommen, sass eingeklemmt zwischen ihren ›Entführern‹ und blickte fragend von einem zum anderen.

»Wir treffen die vier Zieglertöchter aus Hegi. Eine von ihnen, Katharina, hat sich heimlich mit unserem Pfenninger verlobt. Aber das weiss ausser uns niemand. Sag es auch du nicht weiter.«

Seltsam, dass sie mich gerade jetzt ins Vertrauen ziehen, dachte Anna, wo ich selbst noch jemanden brauchen könnte für meinen heimlichen Briefwechsel mit Heinrich.

Links und rechts der Strasse zogen die vornehmen Landhäuser der Stadtzürcher Familien vorbei. In den Vorgärten winkten Kinder mit weissen Taschentüchern. Ausserhalb Schwamendingens spornte Jörli die Pferde an, um sie auf leichten Trab zu bringen. Nur ungenügend fingen die flach-gesessenen, abgewetzten Strohkissen die Schläge der holprigen Strasse auf. Das Essgeschirr in den mitgeführten Weidenkörben schepperte, als wolle es zerspringen.

»Lavater habe von dir ein Porträt gezeichnet? Für seine physiognomischen Studien, heisst es. Oder studiert etwa ein ganz anderer dein liebliches Gesicht, ein teurer Stadtjunge vielleicht, der sich im Bernbiet in der Landwirtschaft ver-

sucht?« Pfenninger liess nicht locker, bis Anna alles erzählt hatte. »Darüber habt auch ihr zu schweigen. Vertrauen gegen Vertrauen. Im übrigen gefällt mir Lavaters Zeichnung ganz und gar nicht. Ich bin nicht so melancholisch und devot, wie er mich dargestellt hat. Mein Liebster aber mag das Bild und hat es mit nach Kirchberg genommen.«

Eine halbe Wegstunde vor Bassersdorf, da, wo der grosse verkrüppelte Birnbaum stand, lenkte Jörli die Pferde in einen Feldweg und fuhr noch die kurze Strecke bis zur vereinbarten Waldlichtung. Pfenninger sprang als erster vom Wagen und hob die drei grossen Weidenkörbe heraus.

Leinentücher wurden ausgebreitet, Zinnbecher und Essgeschirr ausgepackt. Allmählich wuchs eine reichhaltige Tafel im Grünen heran mit knusprigen Brotlaiben, geräucher-ten Würsten, riesigen Käsevierteln und farbenprächtigen Früchten. Dazu drei bauchige Weinkaraffen, die Pfenninger vorsorglich etwas abseits ins Gras stellte, damit sie bei den geschäftigen Vorbereitungen nicht umgestossen würden.

Hufgeklapper näherte sich der Waldlichtung. Katharina Ziegler sass vorn auf dem Bock neben dem Kutscher, ihre drei Schwestern reisten im Passagierraum, dessen Sitzflächen mit dunkelrotem Polster ausgestattet waren und vornehm glänzten. Katharina sprang behende vom Bock, Pfenninger direkt in die Arme. »Geschafft. Die Eltern wollten uns zunächst gar nicht wegfahren lassen, bis wir ihnen schliesslich versprochen, vor Einbruch der Dunkelheit wieder zurückzusein. Den Kutscher haben wir unter strengste Schweigepflicht gestellt, nicht wahr, Jakob?«

Lächelnd hielt der Angesprochene den drei Schwestern die Wagentür auf. Mit der einen Hand den Wollrock zusammenraffend und mit der anderen einen voluminösen Weidenkorb heraushievend, stiegen sie aus dem Wagen.

Eine muntere Gesellschaft scharte sich um das üppige Mahl, man erzählte sich die neuesten Geschichten aus der Bekanntschaft, lachte, sang und genoss unbeschwert den

Nachmittag. Anna und der Theologe Pfenninger kannten viele Lieder auswendig, da sie häufig in dessen Elternhaus – sein Vater war Pfarrer am Fraumünster – gemeinsam musizierten.

Gegen vier Uhr mahnte Katharina erschrocken zum Aufbruch, die Zeit war im Nu verflogen. Sie riss einen Grashalm ab, schlich zum Kutscher, der es sich längst auf einer Wolldecke bequem gemacht hatte und tief eingeschlafen war.

»Hör auf damit, du hast mich erschreckt!« Mit einer hastigen Handbewegung schlug er den über ihm wippenden Halm weg. »Steh auf, Jakob, wir sind spät dran. Bald wird es eindunkeln. Wir müssen nach Hause. Komm!«

Wie Anna später vernahm, erreichten die Zieglertöchter gerade noch rechtzeitig vor der Dunkelheit das Elternhaus. Sie selbst schaute kurz im ›Roten Gatter‹ nach einem Brief von Heinrich. Künftig wird sie auch auf Jörli und Pfenninger als verschwiegene Briefboten zählen können.

Die Trennung von ihrem Geliebten ertrug Anna nicht leicht, und sie begann deshalb schon bald, nach Möglichkeiten zu suchen, Heinrich wenigstens für einen kurzen Augenblick zu sehen. Ob es ihm wohl möglich wäre, sich am kommenden Mittwoch, dem siebten Oktober, in der Gegend des Schinznacher Bades einzufinden, fragt sie ihn in einem eilig verfassten Brief. Die bevorstehende Taufe in Brugg, bei der sie und Jacques zu Gevatter stehen werden, beflügelt ihre Phantasie. Ihr Bruder wird nach der Taufe wieder abreisen, während sie selbst der jungen Mutter noch ein paar Tage bei den täglichen Verrichtungen beistehen will. Bestimmt könne sie sich zwischendurch einmal unter einem günstigen Vorwand davonmachen. Ihr Vetter, Helfer Roll, dessen Kind sie zur Taufe trage, kenne sich dort bestens aus und werde ihnen gewiss einsame Wege und, wenn das Wetter nicht günstig sei, auch einsame Hütten zeigen. Auf seine Verschwiegenheit

und Zuverlässigkeit dürften sie überdies bedenkenlos vertrauen. »Wenn Du Dein Bestes tun willst, so können wir uns vierundzwanzig Stunden sehen!«

Heinrich will sein Bestes tun und kommt: zu Fuss. Allerdings ist die Distanz zwischen Kirchberg und Schinznach nicht an einem Tag zurückzulegen. Nachts gönnt er sich auf seinem Fussmarsch jedoch nur eine kurze Ruhepause, so dass er schon vor der vereinbarten Stunde bei der grossen Linde nahe dem Dorfeingang in Schinznach ankommt.

»Nanette!«

Erkannt hatte er sie allein an dem Stück Rockzipfel, an dem winzigen dunkelblauen Saumstück, das hinter dem Baumstamm hervorlugte. Mühelos fanden sie das Gasthaus, das Annas Vetter ihnen empfohlen hatte. Der Wirt erwies sich als überaus freundlich und zuvorkommend. Wie im Flug verging die gemeinsame Zeit, und Annas tiefes Glücksgefühl wurde auch bei ihrer Rückkehr nach Brugg nicht getrübt. Kein Argwohn begegnete ihr hier, niemand fragte, wo sie über Nacht geblieben sei. Wie wohltuend hob sich dieses diskrete Verhalten von den forschenden und kontrollierenden Blicken ihrer Eltern ab. Heinrich, der einen längeren Rückweg vor sich hatte, fand ausreichend Zeit, sich schon unterwegs die Worte zurechtzulegen, mit denen er seiner Freundin für die erlebten Stunden danken wollte.

»Meine liebe, liebe Nannetten!« wird er ihr schreiben, »ich danke Dir für alle Zärtlichkeiten in Brugg, für jede Umarmung, für jeden Kuss, für Habsburg, für Wald und Flur und das einsame Zimmer und die selige Nacht, für jeden Augenblick, für jeden Handdruck, für Deinen frohen Gesang am Habsburgfuss und für Deine Seufzer.«

Beschwingt erreichte er Kirchberg und setzte gleich zu hochfliegenden Plänen an. Jetzt sei er entschlossen, ein landwirtschaftliches Gut zu erwerben, voraussichtlich im zürcherischen Limmattal, das dank seiner Fruchtbarkeit und der verkehrsgünstigen Lage so begehrt und wertvoll ist. Er wer-

de Kaspar Füssli beauftragen, unter der Hand abzuklären, ob das Gut der Familie Schulthess vom Hammerstein käuflich zu erwerben sei. Es wäre gut, wenn auch Anna sich dieser Sache schon einmal unauffällig annehmen könnte.

Anna erschrickt nicht wenig über diese Zeilen und ist aufs höchste alarmiert. Ein Gut will er kaufen, wo er doch, genaugenommen, noch keinen Monat bei Tschiffeli ist, die Reisen nach Brugg und Biel nicht mitgerechnet. Ja, auch sein Bieler Aufenthalt muss von seiner Lehrzeit bei Tschiffeli abgezogen werden, die Tage, als er Lavaters Bruder in der Not beistehen wollte. Noch keinen Monat dauert seine Lehrzeit, und schon solche Pläne! Worauf nur gründet er seinen Optimismus? Kann er denn vom landwirtschaftlichen Erfolg des langjährig erfahrenen Tschiffeli auf seine eigenen Zukunftschancen schliessen?

Als versierte Geschäftsfrau konnte sie es nicht fassen, mit welcher Naivität der künftige Ehegatte ihre gemeinsame Existenz begründen wollte. Anna mahnte ihn zur Vorsicht, zur Geduld, riet zur längerfristigen Festigung des erst noch zu erwerbenden Wissens. In einem ihrer nächsten Briefe ermunterte sie ihn dann aber doch, das zu tun, was er für richtig hielt.

Das Kaleidoskop der Gefühle hatte sich zu drehen begonnen und zeigte seine Farben in immer neuen Kombinationen. Sollte sie auf die dunklen Scherben achten oder nur die hellen Töne sehen? Mussten Heinrichs phantastische Pläne sie ängstigen, oder sollte sie sich über seine ungebrochene Zuversicht eher freuen? Und wie realistisch war seine Einschätzung, dass auch ihre Eltern seinen Plänen demnächst zustimmen würden? Fragen und quälende Ungewissheiten. Wie liess sich ein solcher Zwiespalt nur ertragen?

Indessen spekulierte Heinrich auf eine grosszügige finanzielle Unterstützung seiner Verwandten. Sein Vetter, Dr. Johannes Hotz, wohnte in Richterswil, während sein Onkel

Geschäften in Leipzig nachging. Es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn sie sich nicht für die Sache einnehmen liessen. Auch sein Bruder in Frankfurt werde für seine ›Enterprise‹ zu gewinnen sein, schreibt er seiner Verlobten nach Zürich. Das stimmte auch Anna wieder zuversichtlicher. Notwendigerweise mussten sie auf fremde Geldgeber zurückgreifen; womit sonst sollten sie den Landkauf finanzieren, das Material und die Arbeitskräfte für den Hausbau bezahlen? Ja, die Aussicht auf verwandtschaftliche Unterstützung beruhigte sie. Als dann wenig später allerdings Heinrichs enttäuschende Mitteilung eintraf, es entwickle sich nicht alles wunschgemäss, die Geldgeber seien skeptisch und zurückhaltend, nagten erneut Zweifel an ihr.

Der zuvor schon rege Briefwechsel zwischen Zürich und Kirchberg intensivierte sich noch. Seine Briefe für Anna konnte er jetzt auch an Lavater im ›Waldris‹ oder an Füssli im ›Feuermörsek‹ adressieren, über Kaspar, Jörli oder Pfeningger gelangten sie dann an die eigentliche Adressatin. Projektbriefe, Mahnbriefe, Liebesbriefe, Klagebriefe kursierten zwischen den beiden Liebenden, flehende, zärtliche, zweifelnde Zeilen wurden ausgetauscht und prägten die seelische Verfassung.

Wenn Heinrich merkte, dass Worte allein das gelegentlich erschütterte Vertrauen Annas in seine doch so vielversprechenden Projekte nicht wieder zu festigen vermochten, argumentierte er mit verheissungsvollen Zahlen:

»Stell Dir vor, ich pflanze in einem kleinen Gartenbeet 400 Stück Blumenkohl und so alles in gleicher Proportion. Berechne, was eine Juchart, die wohl gebaut 8000 Stück trägt, abtrage, da ich alles dieses im Grossen pflanzen will und die Vorteile der neuen Kultur unter allen Anbauern allein besitze. Gedenke, was mein Land abtragen werde; gedenke, wenn ich alle Jahr 10 bis 15 Juchart mit Artischocken, Blumenkohl und allen mir bekannten feineren Kohl anbaue, was für ein Ertrag sein muss! Rechne, dass ich nur 80 000 Stück Wirz

und Kabis verkaufe und rechne das Stück nur 1½ Batzen, was für einen unermesslichen Ertrag dieses ausmacht ... Von dem Ertrag der Krappkultur will ich jetzt nicht reden. Sie ist die zweite Ressource meines Unterhalts. Tschiffeli wird mir hierüber selbst noch mehr Licht geben, vielleicht recht bald, wenn der gute Mann nur nicht so überhäufte Geschäfte hätte!«

Heinrichs Phantasie kannte keine Grenzen. Im Sommer könne er Heu kaufen und dieses im folgenden Frühjahr sicher mit fünfzehn, zwanzig, ja selbst dreissig Prozent Gewinn wieder verkaufen; vom Obsthandel schwärmte er und dem einträglichen Verkauf von Gartengewächsen. Alle Zweifel an seinem Erfolg seien unberechtigt. Und auch wenn die ersten angefragten Geldgeber nicht ins Geschäft einstiegen, sehe er keinerlei Schwierigkeiten, für sein ›Possessionli‹ ausreichend Geld aufzutreiben. Lavater und Füssli könnten gewiss auch angefragt werden.

Heinrichs wiederholt vorgebrachten Wortsätzen fielen bei Anna auf kargen Boden. Als er ihr Anfang November auch noch enthusiastisch schrieb, er beabsichtige, bereits im nächsten Sommer zurückzukehren, löste diese Nachricht in ihr einige Bestürzung aus. Wenn er ›Sommer‹ schreibt, kann das in Wirklichkeit auch ›Frühling‹ heissen. So schnell wird aber auch aus dem begabtesten Jüngling kein umsichtiger Bauer, und sie erinnerte sich Heinrichs zerschnittener Hände, die er ihr damals frühmorgens auf dem Weg von Höngg entgegenstreckte.

Und wieder tigert Anna in ihrer Schlafstube auf und ab. Bald wird der Wächter Mitternacht ausrufen. Sinnlos, jetzt schlafen zu wollen. Ihr Leib war ein einziger Resonanzkörper ihrer Herzschläge.

Ist Heinrichs Zuversicht begründet, wie realistisch sind seine Pläne? Bin ich bloss eine Schwarzmalerin mit schwachem Glauben? Anna fleht zum Himmel. Gütiger Vater, steh mir bei, lass mich nicht verzweifeln und gib mir die Kraft,

mein Leben nach Deinem wohlmeinenden Plan zu führen. Du hast meinen Weg vorgezeichnet, lass mich ihn erkennen. Verscheuche meine Zweifel, ich bitte Dich.

Anna schlug die Hände vors Gesicht.

»Aber es ist zum Verzweifeln, es ist ganz wirklich zum Verzweifeln.«

Schluchzende Laute brodelten in ihrem Körper, aufwallende Laute, von zugeschnürter Kehle schmerzhaft zurückgedrängt. Deutlich sieht sie Heinrich vor sich: Sein abgebrochenes Theologiestudium, dann den Skandal um das *Bauern-Gespräch*, das ihn sogar in Haft brachte. Bei der Feldarbeit in Höngg hatte er sich mehr Narben als Wissen angeeignet, und bei alledem kann er nicht einmal auf die Unterstützung einer wohlhabenden Familie zählen. Mein Gott, wo führt das hin!

Dringend, ganz dringend muss sie mit ihm reden, ihn zu vernünftigen Handeln bringen, ihm die Folgen seiner Unbedachtsamkeit aufzeigen, es drängt. Sie möchte ihn sehen, ihn umarmen, streicheln, küssen. Bei ihm sein. Für immer.

Sie hielt die Trennung, diese Ungewissheit schon fast nicht mehr aus – als sich der Streit um Kaspars Hochzeit zwischen den Familien zuspitzte und ihre Eltern beschlossen, nicht an der Feier teilzunehmen. Danach lud sie Heinrich kurzerhand zu Kaspars Hochzeitsfeierlichkeiten im Val de Travers ein. In diesem Tal westlich von Neuchâtel besass die Familie von Kaspars Braut, Susette Motta, einen grosszügigen Landsitz, und hier sollte auf Wunsch der Schwiegereltern die Vermählung des jungen Paares stattfinden. Der Streit zwischen den Familien entstand durch den Widerstand, den Susettes Eltern dieser Heirat entgegenbrachten, denn dem bisherigen Exspektanten Kaspar Schulthess war es gelungen – nach langer Wartezeit wohlgemerkt –, eine Pfarrei in der württembergischen Waldensergemeinde Wurmbach zu erhalten. Doch dies bedeutete für Susette Motta den Wegzug aus ihrem El-

17

Der Neuhof konnte sich sehen lassen. Es war nicht die einfache Landhütte, von der Anna und Heinrich während ihrer Verlobungszeit geträumt hatten, kein ärmliches Bauernhaus, das sich in die Landschaft einpasste und sich unauffällig zu den anderen Wohnhäusern des Birrfelds gesellte. Die Eigentümer hiessen schliesslich Pestalozzi, und da war es nur recht und billig, wenn der neue Wohnsitz eine gewisse Italianità ausstrahlte. Falls jetzt noch die Familie Schulthess davon überzeugt werden konnte, ihre Tochter wohne nun doch standesgemäss, dann hatte Heinrich ein weiteres, wichtiges Ziel erreicht.

Einstöckig war der Bau, wenn auch mehr aus Not denn aus Absicht; genauer gesagt: aus Geldnot. Selbst noch zwei Jahre nach dem Einzug vermerkte der Zürcher Stadtarzt und Präsident der Ökonomischen Gesellschaft, Hans Kaspar Hirzel, anlässlich seines Besuchs im Neuhof, die neue Wohnung sei »gar niedlich und kommlisch, jedoch noch nicht völlig ausgebaut«. Vorerst sei nur ein Teil bewohnbar.

Kein Wunder, dass die Nachbauern über den städtischen Herrensohn spotteten, wie sie auch das neumodische Esparsettengewächs beargwöhnten. Die üppig wachsenden Kleepflanzen saugten den Boden aus und schädeten dem nachfolgenden Getreide, hiess es. Da könne selbst Junker Oberherr, wie Albrecht von Effinger auf Wildeggenannt wurde, erzählen, was er wolle und auf seine eigenen Anbau-

versuche hinweisen, an ihrer Überzeugung ändere sich dadurch nichts.

Wie aus mittelmässigem Ackerland blühende Felder werden, hatte Heinrich mit Unterstützung der Knechte und Tagelöhner gezeigt; wie man jedoch aus Futterpflanzen Bargeld macht, dazu fehlte ihm jegliches kaufmännische Wissen – was sich schon innerhalb der ersten zwei Jahre als verheerend erwies. In seinen Lebenserinnerungen schreibt er rückblickend: »Der Boden meines Guts war gegen allen Anschein gut und leicht verbesserbar. Die dünnen Äcker verwandelten sich schnell in blühende Esparsettenfelder; kurz, der Grund des Fehlschlagens meines Unternehmens lag nicht in ihm, er lag wesentlich und ausschliesslich in mir und in meiner, zu jeder Art von Unternehmung, die praktisch ausgezeichnete Kräfte anspricht, pronunzierten Untüchtigkeit. Jedermann kannte dieselbe, nur ich selbst nicht.«

Wer seine Zweifel gegenüber der Enterprise schon früh geäussert hatte und nun auch die entsprechenden Konsequenzen zog, war das Bankhaus Schulthess, das jetzt unter erheblichen Verlusten die Geschäftsverbindungen aufkündigte und den Kredit zurückzog.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1772 schrieb Heinrich nach Zürich, wo Anna zu Besuch weilte: »Meine Liebe, gedenke meiner Armut, wenn Du kannst, tröste Dich, wenn Du nicht kannst! Der Landvogt in Lenzburg möchte Geld, und ich hab keins. ... Schreibe mir auch viel, und wenn Dein Dasein nicht weiter nötig – so eile in meine Arme.«

In der Stadt erfuhr Anna über ihre Freundin Susanna Rahn, dass sie die Fabrik in Zürich hatte aufgeben müssen und mit ihrer Familie nach Aarau gezogen war; ihr neugegründetes Knabeninstitut solle schon jetzt einen ausgezeichneten Ruf geniessen.

Im Herbst 1773 spitzte sich die ökonomische Lage auf dem Neuhof schliesslich drastisch zu: »Anna, wir sind am Ende. Wenn jetzt kein Wunder geschieht, sind wir völlig ruiniert.«

»Wo ist denn das ganze Geld meiner Eltern geblieben, die Mitgift und all die späteren Zuschüsse, die sie uns immer wieder ... «

»Weg, verbraucht, für Landkäufe, für das Haus, die Löhne, für uns und unser Kind. Was willst du?«

»Das fragst du mich jetzt?«

»Nanette, bitte! Mein eigenes Herz empört sich ja auch. Bitte, sei nicht unwillig, dein Unwille erhöht mein Elend. Nimm mich lieber in deine Arme und sei zärtlich zu mir.«

»Du verlangst viel von mir. Aber komm, lass uns gemeinsam überlegen, was uns weiterhelfen könnte.«

»Die Dienstleute und die Tagelöhner sind zu teuer, da müssen wir ansetzen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich habe mir überlegt, wir könnten Kinder aufnehmen, arme, verwahrloste aus unserer Gegend, sie zu guten Spinnern und Webern machen und ihnen die Anfänge im Lesen und Schreiben beibringen.«

»Kinder? Fremde? In unser Haus?«

»Ja, wie das Rahn in Aarau und Basedow auch tun. Oder Ulysses von Salis im Bündnerland, in Marschlins, so heisst der Ort.«

»Ich weiss, das war schon im Gespräch, als ich in Bad Pfäfers war. Nur wohnen dort Kinder wohlhabender Eltern und nicht solche, an die du denkst.«

»Wir brauchen Geld. Nur für den Anfang, nachher läuft es dann von selbst.«

»Hör bloss auf damit, niemand wird uns je wieder auch nur einen einzigen Batzen geben.«

Heinrich veräusserte einen Teil des Ackerlandes und kaufte von dem Erlös Spinnräder, Webstühle, Hecheln und Haspeln – auf dem Neuhof sollte eine Baumwollfabrik mit angeglie-

derem Tuchhandel entstehen, ergänzt durch den landwirtschaftlichen Betrieb, auf dem weiterhin rund sechzig Jucharten mit Esparsetten und Getreide in Fruchtfolge angebaut würden.

Im Wohnhaus richteten Pestalozzis die Spinnstube ein, die Webstühle kamen in die Scheune nebenan. Anna hatte während ihrer Schwangerschaft in Mülligen spinnen gelernt, und so wird sie die Mädchen in dieser Arbeit anleiten. Die Knaben sollen für die Weberei und den Feldebau herangezogen werden.

Die ersten Kinder kamen im Winter 1773/74. Teils wurden sie von ihren Eltern gebracht, teils liefen sie dem Neuhof zu. Schnell hatte sich herumgesprochen, dass hier Kinder aus armen Familien täglich eine warme Mahlzeit erhielten und neu eingekleidet würden.

Zunächst wohnten nur ein halbes Dutzend, vorwiegend aus dem Eigenamt, später rund vierzig Kinder auf dem Neuhof. Sie kamen aus allen Teilen der Eidgenossenschaft, ja sogar aus dem Ausland.

Das Leben mit diesen Kindern fiel Anna nicht leicht. Es kostete sie täglich aufs neue Überwindung, die verwahrlosten, schmutzigen Kinder in ihrem Haushalt zu haben, und sie vermisste die stillen Gebetsstunden und Kontemplationen, für die jetzt praktisch keine Zeit mehr blieb. Ausserdem befürchtete sie, Jacqui könne die schlechten Manieren übernehmen und ungünstig beeinflusst werden.

Wenn sie sich trotz aller Vorbehalte und Bedenken doch der Kinder annahm, dann zunächst vor allem, um Heinrich die Erfüllung seines neuen Lebenstraums zu ermöglichen. Ihm schwebte eine Musteranstalt für die Armenerziehung vor, eine vorbildliche Erziehungseinrichtung für verwahrloste Kinder, die hier während einiger Jahre lernen sollten, später ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten:

»Für weniger als drei Jahre würde ich keine Kinder annehmen«, tat Heinrich seine Absichten in einem öffent-

lichen Schreiben kund, »weil völlige Erreichung sittlicher und ökonomischer Endzwecke Zeit fordert. Ich nehme gern Kinder von sechs Jahren, aber will denn ihres Bleibens bis ins sechzehnte Jahr versichert sein.«

Anna übernahm die Leitung des gesamten Hauswesens, während Heinrich sich der Weberei und vor allem weiterhin der Landwirtschaft annahm. Sie lehrte die Mädchen alle Arbeiten im Haus wie Kochen, Nähen, Flicken und Waschen, unterwies sie im Spinnen und in der Gartenarbeit. Zudem mussten auch die erwachsenen Hilfskräfte beaufsichtigt werden.

Durch das tägliche Zusammensein gewann Anna die Kinder allmählich lieb. Sie lernte deren Fähigkeiten, Schwächen und Ängste kennen und bemühte sich, durch ihr eigenes Vorbild günstig auf die Mädchen einzuwirken. Wie schwierig – und gleichzeitig erfolgreich – das für sie gewesen sein muss, wird aus den Charakterisierungen der Kinder deutlich, die Heinrich notierte, um seinen Gönnern ein Bild ihrer Aufgaben auf dem Neuhof zu vermitteln.

Die 17jährige Barbara Brunner aus Aesch im Zürichbiet schildert er als »äusserst verwildert und unwissend«, als sie in die Anstalt aufgenommen wurde, »aber mit vorzüglichen Anlagen. Gegenwärtig spinnt, strickt und schreibt es ordentlich, es hat Anlagen zum Singen, es macht in der Küche seine Hauptgeschäfte.«

Desgleichen die 10jährige Lisbeth Renold aus Brunegg: »... anderthalb Jahre hier, konnte, da es hierher kam, noch nicht gehen, von dem äussersten Elend entkräftet, hat unglaublich zugenommen, voll Fähigkeiten, und jetzt gesund, aber ohne Hoffnung auf starke, zum Feldbau brauchbare Kräfte, spinnt fleissig und fein.« Des weiteren beschreibt er »Friedly Mynth, sesshaft in Worblaufen, sehr schwach, unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, voll Talent zum Zeichnen, voll Künstlerlaunen, mit einiger Schalkheit begleitet, Zeichnen ist seine ganze Arbeit, anderthalb Jahre hier, 10 Jahre alt.«

Wie schwierig pädagogische Erfolge zu erzielen waren, wird auch aus Heinrichs Beispiel eines Geschwisterpaares deutlich: »Anna Vogt, 19 Jahre alt, und Lisbeth Vogt, 11 Jahre alt, Geschwisterpaar aus Mandach, an Leib und Seele äusserst vernachlässigt hierher gekommen, und es war unsägliche Mühe, sie zur Ordnung, Treu und Arbeitsamkeit zu bringen, sie hatten ihr Leben mit Betteln erhalten. Der Grad der Dummheit und Unwissenheit des ältern war schier über allem Glauben, und seine Trägheit ist noch anhaltend, doch scheint sein Herz sich etwas zu heben. Das körperliche Elend seines Lebens ist noch nicht gehoben, es hat noch immer geschwollene Füsse und Beschwerden, es ist zu aller Landarbeit gänzlich unfähig. Das jüngere hat Fähigkeiten, ist gesund, hat aber eine unbiegsame Halsstarrigkeit gegen alles Gute gezeigt, die zittern machte, doch scheint es gegenwärtig ein wenig auf besseren Wegen, spinnt ordentlich, der Landarbeit wie der Hausarbeit fähig.«

In ihren Erziehungsgrundsätzen waren Anna und Heinrich sich einig: Man müsse sich stets bewusst sein, dass diese Kinder dereinst arme Leute sein werden und es daher nur falsch wäre, sie an eine Lebensweise zu gewöhnen, die sie sich später ohnehin nie werden leisten können. Vielmehr müsse der »Arme zur Armut auferzogen werden, und hier ist der Prüfknoten, ob eine solche Anstalt wirklich gut sei«, schrieb Heinrich in einem seiner Aufsätze über die Armenanstalt.

Den Armen zur Armut auferziehen – Anna war aus ihrer eigenen Kindheit anderes gewohnt. Sie, die in einem wohlhabenden stadtzürcherischen Haus aufgewachsen war, eine Schlafstube für sich allein besessen hatte, stets ordentlich gekleidet ging und nirgends Mangel litt – woher sollte sie die Lebensweise der armen Landbevölkerung kennen? Mit ihren kaufmännischen Kenntnissen, ihren sprachlichen Fähigkeiten und den gepflegten Umgangsformen hätte sie eher als